

MARÍA DUEÑAS

Eine
eigene
Zukunft

ROMAN

INSEL





MARÍA DUEÑAS
Eine eigene Zukunft

Aus dem Spanischen von
Petra Zickmann

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel *Las hijas del capitán* bei
Planeta, Barcelona.

Erste Auflage 2019

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2019

© Misorum S.L., 2018

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags

sowie der Übertragung durch

Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17783-8

Eine eigene Zukunft

*Für meine Schwestern, so unentbehrlich
und authentisch wie die Arenas*

Für meine Cousinen, meine Beinahschwestern

Für alle, die das Leben in die Emigration trieb

ERSTER TEIL

• 1 •

Immer noch waren sie von Kopf bis Fuß in Schwarz: Schuhe, Strümpfe, Schleier, Mäntel. Hinter ihnen schob sich eine Handvoll Nachbarinnen herein, die vermutlich dachten, dass man sie noch nicht allein lassen sollte. Eine setzte Kaffee auf, eine andere stellte eine Dose Kekse auf den Tisch; unter Murren und Flüstern drängten sie sich in der Küche. Sie fassten die Mutter bei den Schultern und drückten sie auf einen Stuhl, sie ließ es sich gefallen. Victoria holte ein paar Tassen aus dem Schrank, Mona nahm den geliehenen Hut ab, grub die Finger ins Haar und kratzte sich am Kopf, Luz lehnte am Spülbecken und hörte nicht auf zu weinen.

Sie kamen von der Beerdigung des Vaters, der jetzt auf dem Calvary Cemetery in Queens unter Lehm und Schnee begraben lag. Dort würde Emilio Arenas in alle Ewigkeit ruhen, umgeben von den Gebeinen anderer Menschen, die nie seine Sprache gesprochen hatten und niemals erfahren würden, dass er diese Welt zum unpassendsten Zeitpunkt verlassen hatte. Zum Sterben ist fast jeder Zeitpunkt der falsche, doch wenn es einem mit zweiundfünfzig Jahren widerfuhr, man durch einen Ozean von der Heimat getrennt war und eine entwurzelte Familie mit einem kleinen, eben erst eröffneten Geschäft und einer Menge Schulden hinterließ, war alles noch ein bisschen trostloser.

Weder seine Frau noch seine drei Töchter wären imstande gewesen, den Ablauf der Ereignisse zu rekonstruieren, seit ein Nachbarsjunge die Treppe bis in den vierten Stock heraufgerannt war und mit den Fäusten an ihre Tür gehämmert hatte. Die Nachricht hatte sich verbreitet wie ein Lauffeuer. Ein Unglück, hieß es. Ein beklagenswerter Unfall. Beim Entladen der *Marqués de Comillas* an einem Pier des East River hatte sich ein Haken gelöst, sodass ein mit Gepäckstücken beladenes Netz herabgestürzt war. Ein Missgeschick. Eine grauenhafte Tragödie.

Fatal head trauma stand in dem Arztbericht, der halb zerknittert neben dem Kerosinofen lag. Keine hatte ihn gelesen. Hätten sie es versucht, hätten sie ohnehin nichts begriffen. Er war in einem unverständlichen Englisch verfasst, voller Formalismen und Fachausdrücke: Frontoparietale Region, Fraktur mit Austritt cranioencephalischer Masse, Subduralhämatom. Doch selbst wenn es ihre Muttersprache gewesen wäre, hätten sie gerade mal drei Wörter begriffen: Unbedingt tödliche Verletzungen. Und die Mutter nicht einmal das, sie konnte nicht lesen.

Von diesem Augenblick waren ihnen nur mehr einzelne Streiflichter im Gedächtnis geblieben. Wie sie hinter dem Jungen her die Treppe hinunter und zu La Nacional gerannt waren, wo die Nachricht zuerst eingetroffen war. Die Leute, die ihnen an den Fenstern und auf der Straße hinterhergeschaut hatten, das Auto der Hafenbehörde, das mit quietschenden Reifen neben ihnen gebremst hatte, der uniformierte Mann, der in Begleitung eines spanischen Arbeiters war und sie genötigt hatte, in den Wagen zu steigen. Die Straßen durch die Seitenfenster auf dem Weg zur Lower East Side, das Zickzack der Feuertreppen an den Fassaden, hastende Passanten, die kreuz und quer über die Fahrbahnen liefen. Die Ankunft am Pier 8 der Trsatatlántica, der kahlköpfige Arzt, der sie in

dem Raum empfing, der als Krankenstation diente, und die Bewegungen seiner Lippen unter dem grauen, nikotinvergilbten Schnurrbart, seine Worte, die ins Leere gingen, weil sie sie nicht verstanden. Die ernst dreinblickenden Männer, die hinter ihnen Stellung bezogen, der mit einem Laken bedeckte Körper auf der Bahre, ein Blecheimer, aus dem mit dunklem, geronnenem Blut getränkte Mullbinden quollen. Die erschütterte Mutter, die aufgelösten Töchter. Die Rückkehr nach Hause ohne ihn.

Auch an das Weitere erinnerten sie sich in einer Flut von Bildern, doch in langsamerer Abfolge. Der Sarg, in dem man ihn einige Stunden später in die Wohnung gebracht hatte und der sich beinahe in den engen Kurven der Treppenabsätze verkeilt hatte, die Kerzen und Blumensträuße auf glänzenden, überdimensionalen Sockeln, die das Bestattungsinstitut geliefert hatte, ohne dass es eine von ihnen bestellt hätte. Die offene Tür, das galicisch, asturisch, karibisch, baskisch, italienisch, griechisch, irisch, andalusisch gefärbte Murmeln der Beileidsbekundungen. Männer, die respektvoll den Blick senkten, während sie den Hut abnahmen. Frauen, die sie auf die Wangen küssten und ihre Hände drückten. Noch mehr Tränen, Taschentücher, Räuspern und betende Stimmen am Ende des Flures, wo der Sarg mit dem übel zugerichteten Leichnam auf zwei Böcken stand. Bis der Morgen graute.

Der neue Tag verging wie im Flug, es kam der Moment der Überführung auf einen Friedhof fern von Manhattan, das Absenken in die Grube, die auf den Holzdeckel geschaukelte Erde, der riesige Nelkenkranz mit Schleife, den jemand ungefragt in ihrem Namen in Auftrag gegeben hatte: Deine Frau und deine Töchter werden dich nie vergessen. Dann die Fürbitte, Luz' herzerreißendes Schluchzen in der Stille, der Abschied. Wieder sank die frühe Nacht herab, und in ihren Köpfen schwirrte ein Durcheinander aus Lichtern, Emp-

findungen und Klängen, sie waren zu Hause und wünschten sich, dass alle endlich gingen und sie in Frieden ließen. Mit dem Näherrücken der Abendessenszeit legte sich der Trubel allmählich, und auf der Anrichte blieb zurück, was die Nachbarschaft im Rahmen ihrer bescheidenen Möglichkeiten und in bester Absicht bieten konnte: ein Topf mit Fleischklößchen, eine Moussaka, eine Fleischpastete, eine Aluminiumkanne voller Hühnerbrühe.

Zu guter Letzt blieben die vier allein miteinander und ihrer Realität. Die Töchter, unschlüssig noch, ob sie ihre Gedanken laut aussprechen sollten, begannen zu hantieren, öffneten Wasserhähne und Schubladen, deckten den Tisch. Derweil zog die Mutter zum tausendsten Mal die Nase hoch und wischte sich mit dem zerknüllten Taschentuch die geröteten Augen.

Sie kauten schweigend, ohne aufzublicken, ohne weitere Geräusche als das Klappern der Löffel gegen das Porzellan. Und anschließend, als auf den Tellern nichts übrig war als die Kerngehäuse der Äpfel und ein paar Brotkrusten, schaute Mona, die Pragmatischste von allen, in die Runde und sprach die Frage aus, die sich das ganze Viertel stellte, seit sich herumgesprochen hatte, dass die Truhe eines fremden Schiffsreisenden Emilio Arenas, dem Capitán, den Schädel zertrümmert hatte.

»Und was wird jetzt aus uns?«

• 2 •

Die Mutter ließ hilflos eine Faust auf den Tisch fallen. Dann stützte sie die Ellbogen auf, vergrub das Gesicht hinter den knöchigen Fingern und fing erneut an zu weinen.

Seit sie ihrem Emilio fünfundzwanzig Jahre zuvor bei ei-

nem Maifest zum ersten Mal begegnet war, hatten sie nie wirklich zusammengelebt. Nur immer dann, wenn er ohne Vorankündigung alle anderthalb bis zwei Jahre in Málaga an Land ging, ein paar Monate blieb und sie schwängerte, sich jedoch – kaum dass sie anfang, von einem normalen Familienleben zu träumen – eingeengt fühlte und aufs Neue diesem unwiderstehlichen Drang nachgeben musste, mit leeren Händen in die Welt hinauszuziehen, als würde das, was gestern gewesen war, nichts zählen. Dann schnürte er sein Bündel, verteilte eine Handvoll Küsse auf die Stirnen seiner Kinder, tröstete seine Frau mit ein paar vagen Versprechungen und machte sich auf den Weg zum Pier auf der Suche nach irgendeinem Schiff, das ihn zur nächsten Etappe seiner unsicheren Zukunft bringen würde.

Stauer in den Häfen von Marseille und Barcelona, Kellner auf der Plaza Independencia in Montevideo, Straßenverkäufer in Manila, Küchengehilfe auf einem holländischen Frachter. Er konnte gut schnitzen und war ein begnadeter Gitarrist, er ahmte Stimmen nach, sagte Unwetter voraus, und sein Nudleintopf war unübertrefflich. Seine Haut war rissig wie trockener Lehm, er hatte eine breite Stirn, scharfe Knochen und Haar, das einmal schwarz gewesen war und sich über den Schläfen langsam lichtete. Er hatte Bekannte auf dem halben Globus, und es gab wenige Ecken, wo ihm nicht irgendjemand freundschaftlich auf die Schulter geklopft und ihn zu einem Glas eingeladen hätte. Am Ende des Tages jedoch zog er sich fast immer zurück und rauchte allein unter den Sternen.

Seine Frau, die nie viel Temperament besessen hatte, ertrug seine Abwesenheiten ergeben und seufzend. Seine drei Töchter – die Überlebenden aus sieben Schwangerschaften und vier Entbindungen – liebten es, wenn er heimkam, beladen mit nutzlosen Geschenken: einem afrikanischen Dolch,

einem Paar kreolischer Rasseln, dem Fell irgendeines Tieres. Nie gaben sie zu, dass sie mit einer Decke oder einem Paar Schuhe mehr hätten anfangen können. Und seine Schwiegermutter Mama Pepa – die zehn Kinder geboren und außerdem Emilios vaterlosen Nachwuchs bei sich aufgenommen hatte – erzählte überall herum, der Mann ihrer Tochter Remedios sei ein verantwortungsloser Taugenichts.

Gleichgültig gegen die Klagen der Alten und die flehentlichen Bitten seiner Frau, zurückzukommen oder zumindest irgendwo sesshaft zu werden, war Emilio Arenas, nachdem er sich von einem Schlepper im Panamakanal davongestohlen hatte, Anfang 1929 in New York gestrandet, wenige Monate vor dem Börsenkrach und dem Beginn der Weltwirtschaftskrise. Und obwohl die folgenden Jahre hart waren für das gesamte Land, schaffte er es, immer Arbeit zu haben. Er entlud Frachtschiffe, zerteilte Heilbutt auf dem Markt von Fulton und schob einen Karren über das Kopfsteinpflaster von Downtown, als er in Vertretung eines Landsmannes eine Zeit lang die Auslieferungen für das Warenhaus Casa Victori in der Pearl Street übernahm.

Bis ihn die Jahre nach und nach abnutzten wie ein Sägemesser das Schneidbrett: unmerklich, aber erbarmungslos und unumkehrbar. Sein Rücken schmerzte, er hatte einen rauen Husten, sah aus der Nähe nicht mehr gut und merkte, dass ihm für bestimmte Arbeiten die Kraft fehlte. Und zum ersten Mal in seinem unruhigen Leben erfüllte ihn die Vorstellung, sich in Bewegung zu setzen und sein Vagabundendasein wieder aufzunehmen, mit einem seltsamen Gefühl der Apathie.

Und auch in seinem Inneren vollzog sich eine Veränderung. Er, der stets ein Leichtfuß ohne Gott und Vaterland gewesen war, fühlte sich in seiner Umgebung zunehmend heimisch. Unbewusst schloss er sich immer mehr denen an, die seine Sprache sprachen und vom selben Stück Landkarte

stammten, und war bald unzertrennlicher Teil dieser Kolonie, mit deren Bewohnern er etwas gemeinsam hatte, das die Melancholiker Heimat nannten.

Die Tatsache, dass er in der Nähe der Cherry Street, im ältesten spanischen Viertel der Stadt, ein Zimmer gemietet hatte, spielte dabei eine maßgebliche Rolle. Dort am äußersten südöstlichen Ende der Insel Manhattan, direkt bei den Piers, im Verkehrslärm der Auffahrt zur Brooklyn Bridge, konzentrierten sich seit dem Ende des vergangenen Jahrhunderts mehrere tausend Seelen aus demselben Winkel der Erde. Anfangs waren es vor allem Seeleute gewesen, Heizer und Schmierer, Köche, Schauerleute, Glücksritter und eine Menge einfacher Matrosen, die in stetem Wechsel an Bord gingen oder an Land kamen. Dann war die Gemeinde gewachsen und vielfältiger geworden, Angehörige wurden nachgeholt, immer mehr Frauen trafen ein, sogar komplette Familien, die zusammengepfercht in den billigen Apartments der umliegenden Straßen wohnten: Water Street, Catherine, Monroe, Roosevelt, Oliver, James Street ...

In diesem Umfeld fand Emilio Arenas im Frühling 1935 seine zigste Anstellung: im La Valenciana, einem Unternehmen an der Ecke Cherry, Catherine Street, das unter der Bezeichnung Hotel lief, in Wahrheit aber etwas sehr viel Flexibleres und Praktischeres war. Massen von spanischen Einwanderern, die in New York von Bord gegangen waren, hatten nichts als diese Adresse, auswendig gelernt oder mit holpriger Schrift auf einem Zettel notiert. La Valenciana, 45 Cherry Street. In der oberen Etage waren die Fremdenzimmer, im ersten Stock befand sich der Speisesaal und im Erdgeschoss ein Laden mit allem, was Arbeiter in einer Hafengegend benötigen mochten, um für ihr Tagewerk gerüstet zu sein, von Lederstiefeln über warme Unterwäsche und Handschuhe bis zu Pelzwesten. Auf Wunsch fungierte der Eigentümer auch als Dolmet-

scher, vermittelte Schiffspassagen und transferierte Geld über den Ozean. Zum Nutzen aller gab es an der Wand eine Tafel, an der jeden Tag mit Reißzwecken die Stellenangebote ausgehängt wurden. Und in einer großen leeren Zigarrenkiste wurde die Post aufgehoben, damit Männer mit unstemem Leben, ohne Bindungen oder festen Wohnsitz, sie gelegentlich abholen und etwas von den Ihren auf der anderen Seite des Meeres erfahren konnten.

Emilio Arenas' Arbeit war nicht fest umrissen, vielmehr bediente er hinter dem Ladentisch, ging in der Küche zur Hand, wurde zur Verstärkung der Kellner eingesetzt oder erledigte Botengänge. Und bei dieser Tätigkeit schnappte er eines Tages die Fetzen eines Gesprächs auf, das seine Zukunft in eine neue Richtung lenken sollte.

Zwei Männer saßen sich in einer Ecke des leeren Speisensaals gegenüber, es war noch Vormittag. Links Paco Sendra, der Eigentümer von La Valenciana. Rechts ein älterer Mann mit aschgrauem Haar und hängenden Schultern, den Emilio nicht kannte. Letzterer bestimmte die Unterhaltung mit seinem nördlichen Dialekt; in seiner Rede mischten sich die Sachlichkeit von Zahlen und Rechnungen mit den aufrichtigen Bekenntnissen eines Einwanderers, den Entfernung, Zeit und Einsamkeit zermürbt hatten. Viele Jahre, viele harte Jahre, hörte Emilio ihn sagen, während er ihnen zwei Gläser Wein und ein paar Scheiben Bratwurst servierte. Familie, Ersparnisse, Heimweh, hörte Emilio beim Einschenken. Noch im Weggehen erhaschte er vereinzelte Wörter. Den Laden zumachen. Zurückkehren.

Zwanzig Minuten später, während er das Regal mit den Streichholzschachteln auffüllte, sah er aus dem Augenwinkel die beiden Männer zur Tür gehen. Sie schüttelten sich die Hände, und Sendra klopfte dem anderen ein paarmal auf den Arm.

»Viel Glück, Venancio. Gott schütze Sie.«

Noch hatte der Mittagsbetrieb nicht begonnen, und Emilio Arenas nutzte die Gelegenheit, ließ alles stehen und liegen und schlüpfte unbemerkt hinaus. Die Schürze noch umgebunden, die Hände in den Ärmeln seines Kittels vergraben, folgte er dem müden Rücken des Mannes bis zur Kreuzung mit der New Chambers Street, und auf der Höhe des Friseursalons von Montserrat sprach er ihn an.

»Hören Sie!«

Der Unbekannte wandte den Kopf.

»Da war nichts zu machen, was?«

In Wahrheit wusste er kaum, worum es ging, ein wenig hatte er jedoch mitbekommen, und alles Übrige war reine Intuition. Dieser Mann stand im Begriff, eine Etappe seines Lebens abzuschließen, und er selbst dachte zum ersten Mal daran, dass es an der Zeit wäre, das Umherziehen aufzugeben und sesshaft zu werden. Darum fragte er ohne Umschweife. Und der andere antwortete ebenso offen.

»Ich brauche einen Käufer für die komplette Einrichtung einer Gaststätte. Tische, Stühle, Barhocker. Und Geschirr, Teller, Besteck, Tischdecken, Töpfe, Pfannen. Ich frage in sämtlichen Hotels und Bars in der Gegend nach, ich überlasse es zu einem günstigen Preis. Haben Sie Interesse?«

Ohne Eile gingen sie Richtung Nordwesten und schilderten einander in groben Zügen ihren Lebensweg, während sie durch die Bowery Street und die Canal Street schlenderten, die wuseligen Zonen der Chinesen und Italiener, wo die Menschen dicht an dicht in überfüllten Wohnblocks hausten, Mietskasernen einfachster Art.

»Und Sie, Venancio, wie lange sind Sie schon hier?«

»Ich kam, nachdem wir Kuba verloren hatten. Nach einer Weile bin ich dann ins Dorf zurückgegangen, habe meine

Braut geheiratet, sie mit hierhergebracht, und zusammen haben wir das Geschäft eröffnet. Wir haben pausenlos gearbeitet, um uns über Wasser zu halten. Aber jetzt bin ich seit neun Jahren Witwer, und mein Ältester ist nach Harlem gezogen, weil er eine Dominikanerin geheiratet hat, und der Kleine ist Vertreter für Rasierklingen geworden und mit seinem Musterkoffer in New Jersey unterwegs, der kommt kaum noch in die Stadt.«

Nichts verband ihn mehr mit seinem fernen kantabrischen Geburtsort, abgesehen von ein paar Jugenderinnerungen und einer ledigen, halb blinden Schwester. Und dennoch hatte er nach beinahe vierzig Jahren der Abwesenheit das Gefühl, einen Kreis schließen zu müssen. Er legte seine Hand auf Emilios linke Schulter, die derbe Hand eines Arbeiters, der keine Kraft und keine Lust mehr hatte.

»Es ist Zeit, nach Hause zu gehen, und sei es nur, um die Heimat ein letztes Mal zu sehen.«

Sie setzten ihren Weg fort, bis sie ein Stück Asphalt erreicht hatten, wo mit anderen Namen und anderen Gesichtern derselbe vertraute Puls schlug: in der Vierzehnten Straße, dem Abschnitt zwischen der Siebten und der Achten Avenue, einer Art Scharnier zwischen Chelsea im Norden und dem West Village im Süden. Dort befand sich ein weiterer Nukleus von spanischen Landsleuten. Vielleicht bildeten sie keine so kompakte Enklave wie die um die Cherry Street, machten sich jedoch sofort bemerkbar durch die Schilder an ihren Läden, die lautstarken Unterhaltungen der Grüppchen auf der Straße, die hin- und herfliegenden Grußworte, die Stimmen der Mütter, die aus dem Fenster nach ihren Kindern riefen, und das unverwechselbare Aussehen der Greise, die still rauchend auf den Treppenstufen vor den Hauseingängen saßen.

Die Gegend war Emilio Arenas nicht unbekannt. Seit er, wie so viele seiner Landsleute, dort gewesen war, um dem

spanischen Wohlfahrtsverband La Nacional beizutreten, hatte er in diesem Viertel etliche Male Bestellungen ausgeliefert oder Veranstaltungen besucht. Das Lokal, vor dessen Tür sie jetzt stehen blieben, hatte er jedoch nie zuvor betreten.

»Das ist es«, erklärte der Mann, »was ich anzubieten habe.«

Eine kleine Gaststätte in einem Souterrain, schon nahe der Achten Avenue, im Untergeschoss eines gewöhnlichen dreistöckigen Gebäudes ohne jeden Reiz. Ohne das geringste äußere Zeichen der Verheißung.

Es war ohne Frage eine Tollkühnheit, an einem ganz normalen Dienstag eine solche Entscheidung zu treffen – die Hände in den Hosentaschen, vor der Fassade des Hauses –, doch stand Emilios Entschluss in vollkommenem Einklang mit seinem Werdegang und seiner üblichen Vorgehensweise. Das erstbeste Schiff besteigen, an Land gehen, wo er es am wenigsten erwartet hätte, den Beruf wechseln, den Anker lichten, anderswo stranden. Schon immer hatte er dazu geneigt, sich treiben zu lassen, anzunehmen, was das Leben ihm in den Weg stellte, ohne Willen oder eigene Meinung, bis der Wind wieder in eine andere Richtung blies. Und an jenem Tag Anfang November 1935 hatte es ihn nun in die Vierzehnte Straße verschlagen, dieses zwischen zwei großen Avenues des immensen New York eingeklemmte Stückchen Heimat.

Ohne zu überlegen, in purem spontanem Überschwang, beschloss Emilio Arenas, nicht nur das Mobiliar und die Küchenausstattung seines alten Landsmannes zu übernehmen, sondern auch das Geschäft weiterzuführen. Am selben Nachmittag sprach er mit der Hauseigentümerin, einer holländischen Witwe in der nahen Horatio Street, und sie einigten sich darauf, den Mietpreis beizubehalten. In der Zeit, die er nicht nach Málaga gefahren war, hatte er etwas gespart, damit